

Lebensgeschichten an der Grenze des Todes



Peter Klasvogt

KIRCHE IN WDR 2 – 5

13.04. BIS 18.04.2009

Lebensgeschichten an der Grenze des Todes

Übersicht

- I. „Er sah und glaubte“ – Johannes
- II. „Maria weinte“ – Maria Magdalena
- III. „Ich gehe fischen“ – Petrus
- IV. „Empfangt den Heiligen Geist“ – Kirche
- V. „Sei nicht ungläubig“ – Thomas
- VI. „Herr, du weißt alles“ – Petrus

„Er sah und glaubte“ – Johannes

Konkurrenz in der Kirche.

Ein ungehöriger Gedanke.

Obwohl, so ganz abwegig ist er nun auch wieder nicht, denn schließlich berichtet sogar die Bibel von einem Wettlauf, der doch keinen Sieger und keinen Verlierer kennt, sondern nur ein gemeinschaftliches Ziel und ein gemeinsames Ankommen. Auf der Strecke zwei kirchliche Führungspersönlichkeiten der ersten Stunde, Petrus und Johannes. Der Jünger, „den Jesus liebte“, und jener „Fels“, auf den Jesus seine Kirche bauen wollte. Beide sind sie Weggefährten, nicht nur auf dem letzten Teilstück ihres Glaubensweges, der doch so hoffnungsvoll begonnen hatte.

Weggefährtschaft bis zum Ende.

Bis ans Grab.

Gut, wer solch einen schweren Weg nicht alleine gehen muss, wer jemanden hat, der mitgeht, wenn es ans Ende geht und wenn es ums Ganze geht. Jemanden, der den Mut hat, mit hineinzuschauen in das Dunkel, das Zukunft heißt, und der auch dann nicht wegschaut, wenn es keine Hoffnung und keine Zukunft zu geben scheint. Was geht einem in solchen Momenten nicht alles durch den Kopf: Bilder der Vergangenheit, Erinnerungen an heitere, unbeschwerte Zeiten. Zeiten geglückten und glücklichen Lebens, wie sie wohl auch den beiden Hoffnungsträgern der jungen Kirche vor Augen stehen. Aber auch die schrecklichen Bilder der Gefangennahme Jesu,

seiner Verurteilung und Hinrichtung. Sie hatten wohl noch immer unter Schock gestanden, als die nächste Bombe platzte: der Leichnam Jesu war verschwunden. Eine perfide Methode, so schien es, um auch noch sein Andenken auszulöschen.

Manchmal kommt es eben knüppeldick. Da ist es harte Arbeit, sich nicht zu verkriechen und sich nicht in die Vergangenheit einzugraben. Die beiden Jünger jedenfalls stellen sich der Wirklichkeit, ja sie rennen, um sich Gewissheit zu verschaffen, auch wenn es den Schlusspunkt ihres Glaubensweges und das Ende ihrer Hoffnungen bedeutete. Wettlauf zum leeren Grab, Konkurrenz im wahren Sinn des Wortes.

Da ist es auch nicht überraschend, dass sich jeder auf seine Weise jenem gefürchteten Schlusspunkt nähert, dass beide mit unterschiedlicher Geschwindigkeit am Grab ankommen und der Realität ins Auge blicken. Johannes, der schnellere von beiden, lässt Petrus, dem offiziellen Repräsentanten des Apostelkollegiums, den Vortritt. Der kommt, wenn auch schwerfälliger und langsamer; er prüft die Situation und konstatiert das Fehlen des Leichnams. Eine nüchterne Bestandsaufnahme. Danach betritt auch Johannes das Grab. Auch er registriert die Fakten, aber er blickt tiefer: „*er sah und er glaubte*“ (Joh 20, 8). Der Evangelist führt erklärend, ja fast entschuldigend hinzu: „*Denn sie wussten noch nicht aus der Schrift, dass er von den Toten auferstehen musste*“ (Joh 20,9).

Geht es uns nicht genauso wie den beiden prominenten Wettläufern am Grab ihrer Hoffnung? Gerade in den dunklen Momenten des Lebens müssen wir zusammenhalten. Da braucht es das Zusammenspiel beider: die Nüchternheit dessen, der die Wirklichkeit wahrnimmt, wie sie ist, ohne sie sofort durch Deutung zu überfrachten. Aber es braucht auch den, der in dem Vordergründigen die Tiefendimension ausmacht, der die Wirklichkeit im Licht des Glaubens deutet. *„Denn sie wussten noch nicht aus der Schrift, dass er von den Toten auferstehen musste.“* (Joh 20,9). Aus der Konkurrenz, dem gemeinsamen Durchschreiten und gläubigen Erfassen der Weltwirklichkeit, wird so eine Gemeinschaftsarbeit, bei der man gemeinsam die Lasten trägt und sich in der Heilsgewissheit bestärkt.

„Maria weinte“ – Maria Magdalena

„Maria weinte.“ Im Mittelpunkt der Osterberichte steht eine weinende Frau: Maria. Nein, nicht die Mutter Jesu. Es ist Maria von Magdala, jene geheimnisumwobene Frau, aus der Jesus sieben Dämonen vertrieben haben soll, was immer das heißen mag. Die Begegnung mit dieser charismatischen Persönlichkeit, dem Mann aus Nazareth, muss jedenfalls ihr Leben von Grund auf verändert haben.

„Maria weinte“. Dabei ist Maria von Magdala alles andere als eine weinerliche Gestalt. Im Gegenteil. Sie ist die starke Frau, die auch dann zu Jesus steht, als andere die Flucht ergreifen. Sie erlebt den unwürdigen Schauprozess, das Johlen der Menge und die schmachvolle Hinrichtung des Mannes, dessen Wesen doch voller Sanftmut und dessen Predigt der Friede war. Mit der Mutter Jesu steht auch Maria von Magdala unter dem Kreuz; am nächsten Morgen sieht man sie bereits am Grab. Man kann den geschundenen, toten Leib dieses wunderbaren Menschen doch nicht einfach so verwesen lassen! So wird sie sich gedacht haben. Also hat sie wohlriechende Öle dabei und ist zu Tode erschrocken, als sie vor dem aufgebrochenen Grab steht.

Das geschändete Grab, der verschwundene Leichnam: all das führt zu einem Gefühl der Ohnmacht und Verzweiflung. Weinen am Grab,

eine zutiefst menschliche Regung, zugleich Ausdruck der Hoffnungslosigkeit jener Frau, deren Lebenssinn mit Jesus erstorben ist. Da geht es nicht um irgendeine kleine Liebschaft, wie einige unerleuchtete Romanciers ihr angedichtet haben. Da geht es darum, dass ein Mensch in seiner persönlichen Unheilsgeschichte den Heiland gefunden hat, aus dem Gefühl tiefster Verlorenheit den Retter, den Erlöser – der selbst als Toter noch so gefürchtet ist, dass man sogar das Andenken an ihn auszulöschen versucht. So könnte sie gedacht haben.

„Maria weinte“ – überwältigt vom Gefühl dunkler Trauer und Einsamkeit. Sie hat auch keine Augen mehr für das Wunder der Verwandlung: dass ihr jener tot Geglaubte als der Lebende begegnet, der Gekreuzigte als der Auferstandene. Es bedarf dieses einen Wortes, das sie in die Helle der Gottesgegenwart zurückholt: „Maria“ – ihr Name, in dem ihre ganze Lebens- und Erlösungsgeschichte anklingt, gesprochen von dem, der das Leben selber ist.

Es ist das eine Wort, das auch uns durch alle Tränen hindurch gesagt ist: Gott, der uns beim Namen nennt und der uns herausholt aus aller Traurigkeit und Selbstbefangenheit. Der uns herausfordert, den Toten nicht bei den Toten zu suchen, und uns in die Helle seiner Gegenwart heraufführt.

„Halte mich nicht fest“, so muss Maria erfahren, aber „geh zu meinen Brüdern und Schwestern

und berichte ihnen alles“...: Wir können unsere religiösen Gefühle und Glaubenserfahrungen aus vergangener Zeit nicht einfach konservieren und chromversiegeln. Was immer wir einbalsamieren wollen, ist bereits erstarrt und unter unseren Händen schon erstorben. Denn Gott ist immer im Kommen, er begegnet uns je neu in der Gegenwart – als der, der uns in jeder Situation aufrichten, trösten, innerlich zutiefst erfüllen will. Doch wir können diese Gabe des Auferstandenen nur behalten, wenn wir sie nicht für uns behalten. Denn das ist der Grundrhythmus unseres Lebens und Glaubens: dass wir weitergeben, was wir selbst empfangen haben. Anderen an unserem Leben Anteil geben, an unserer Hoffnung, unserer Glaubenserfahrung. Ich möchte uns wünschen, dass wir so in der Trauer die Freude, im Dunkel das Licht, im Tod das Leben finden.

„Ich gehe fischen“ – Petrus

„Ich gehe fischen“ (Joh 21,3). Das ist gewissermaßen der Schlusspunkt unter eine kirchliche Karriere, die für Petrus eben dort am See Genezareth ihren Anfang nahm und die dort wohl auch wieder enden sollte. Petrus, berufen zu höchsten Weihen – und eben doch nur ein Fischer, draußen im heidnischen Galiläa.

„Schuster, bleib bei deinen Leisten!“ – Oder eben „Fischer, bleib bei deinen Netzen!“ So mag es ihm durch den Kopf gegangen sein, als er nach dem Jesus-Abenteuer wieder in seinem früheren Leben angekommen war. Mit welcher Begeisterung hatte Petrus sich doch diesem Rabbi und seiner neuen Lehre angeschlossen, bereit, die Welt aus den Angeln zu heben, ein Fels in der Brandung, auf den Gott seine Kirche bauen konnte, bis an die Grenzen der Erde. Weit waren sie nicht gekommen. Schon in Jerusalem gab es jede Menge Ärger, mit den religiösen Autoritäten und natürlich mit der römischen Besatzungsmacht. Was für Treueschwüre hatte Petrus nicht seinem Meister erklärt, den er im entscheidenden Augenblick dann doch verraten hat. Natürlich hatte er Angst. Aber weglaufen? Vor sich selbst und vor allem, woran er geglaubt und wofür er gelebt hatte? Die Enttäuschung über sich selbst, das ist das Schwerste. Auch ein Petrus muss damit leben. Mit seinen hochfliegenden Plänen, seinen zerstörten Hoffnungen, dem eigenen Versagen.

Er hatte nach den Sternen gegriffen und den Himmel berührt – und war doch wieder auf dem Boden der Realität aufgeschlagen. Das tut weh. Und alle schauen zu.

Doch vielleicht hätte Petrus mehr darauf setzen sollen, was Jesus ihm auf dem Höhepunkt der Krise versprochen hatte: *„Ich habe für dich gebetet, dass dein Glaube nicht erlischt. Und wenn du dich wieder bekehrt hast, dann stärke deine Brüder.“* (Lk 22,32).

Petrus hätte wissen können, dass er gerade auch in der Krise, im Dunkel, im Selbstzweifel von Gott getragen ist. Und dass Jesus auch weiterhin zu ihm hält und auf ihn setzt, allen äußeren Prüfungen und inneren Anfechtungen zum Trotz.

„Ich gehe fischen.“ Anstatt in Lethargie und Selbstmitleid zu verfallen, geht Petrus an den Anfang seiner Berufung zurück. Und genau dort, am Ufer des Sees, findet er auch den, der ihn schon einmal zum Menschenfischer berufen hat. *„Es ist der Herr“*, der Auferstandene, der am Ufer seines Lebens steht und ihn auffordert, die Netze noch einmal auszuwerfen. Es ist gewissermaßen die „zweite Berufung“, die weniger von jener ersten Begeisterung und Leichtigkeit des Anfangs hat, die aber durch Krisen gereift ist und trägt.

Vielleicht war es nicht einfach Resignation, dass Petrus in sein früheres Leben zurückkehrt.

Es mag wohl auch die leise Hoffnung mitgeschwungen haben, dass Jesus sein Versprechen hält, auch über den Tod hinaus: „*Ich gehe euch voraus nach Galiläa. Dort werdet ihr mich sehen.*“ (vgl. Mt 28,7). Das ist weniger eine Ortsbezeichnung als eine Richtungsangabe: dorthin, wo Petrus „fischen“ geht: ins gewöhnliche Leben, Erfahrungsraum des Göttlichen – damals wie heute. Dem Glauben geht es nicht um nostalgisch-wehmütige Erinnerungen an frühere Zeiten, da die Welt noch heil schien und der Kinderglaube ungebrochen war. Wir müssen vielmehr ankommen in *unserem Galiläa*, unserem Lebensalltag, wo der Auferstandene uns heute *sehen*, uns begegnen will, unaufgeregt und unspektakulär.

Ich wünsche uns Osteraugen, die in dem Alltäglichen Seine besondere Gegenwart erkennen, in dem Gewöhnlichen den Anruf Gottes, in den Menschen, mit denen wir zusammen sind, den Bruder und die Schwester. Auch das wäre Ostern – ein Leben lang.

„Empfangt den Heiligen Geist“ – Kirche

„Ich lebe, und auch ihr werdet leben.“ (Joh 6,57). Ein prophetisches Wort, von Jesus noch zu Lebzeiten gesprochen. Aber wie soll das Wort vom Leben noch gelten nach seinem gewaltsamen Tod am Kreuz? Nach den verstörenden Ereignissen hatten sich seine Jünger hinter verschlossenen Türen und hochgezogenen Mauern verschanzt. Wo Angst und Misstrauen herrschen, da wächst keine Kultur der Begegnung und des Miteinanders. Und wie sollte man auch fröhlich sein, heiter und unbeschwert, wenn man jederzeit damit rechnen muss, sich rechtfertigen, verteidigen, wehren zu müssen!

So etwa stelle ich mir die Gefühlslage der Jünger vor, die sich angstvoll zusammenschließen und mit dem Tod Jesu auch ihre persönlichen Hoffnungen auf eine bessere Welt begraben sehen. Im wahrsten Sinne des Wortes „hoffnungslose Idealisten“, die sich eingestehen müssen, dass der große Traum von einer gerechten und friedvollen Welt an der harten Realität gescheitert ist. Mit Jesus, der doch Vergebung und Barmherzigkeit gepredigt hat, hatten die Herrschenden kurzen Prozess gemacht, ihn als Unruhestifter und Volksverhetzer verklagt und getötet. Demonstration der Stärke, die alle noch so leise Hoffnung zunichte macht, dass *„Liebe den Hass überwindet und Rache der Vergebung weicht“* (Versöhnungshochgebet).

Das ist unsere traurige Realität. Muss man sich nicht wappnen, um nicht unter die Räder zu kommen, um nicht auf der Strecke zu bleiben? Was bleibt einem anderes übrig, als mitzuspielen auf der Klaviatur der Abgrenzung, der Verteidigung und inneren Immigration, wobei doch stets die Hoffnung mitschwingt, dass der andere sich nicht abschrecken und nicht abweisen lässt, dass er die Beziehung nicht abbricht und auf die äußere Drohgebärde nicht hereinfällt, die doch zugleich ein Schrei nach Verstehen, nach Anerkennung, nach Gemeinschaft ist. Dass der andere nicht locker lässt, auch da noch Vertrauen zu schenken, wo Vertrauen missbraucht worden ist; auch da auf Aussöhnung zu setzen, wo Gegner sich unversöhnlich gegenüberstehen; mit der Wehrlosigkeit der Liebe zu kommen, wo andere bis an die Zähne bewaffnet sind.

Doch was die Jünger am meisten überrascht: der am Kreuz Getötete lebt, der aus Liebe Wehrlose setzt sich durch. Er durchbricht die Mauern der Angst und Selbstverschlossenheit, er, dessen erstes Wort „Friede“ ist und der den Seinen seine Wunden hinhält. An seinen Wunden erkennen sie ihn, und wer nicht anders über seinen Schatten springen kann, der darf auch noch den Finger in seine Wunde legen. Im Berühren der Wunde liegt österliche Gewissheit. Von jenseits der Wunde sich sagen zu lassen: „*Ich habe die Welt besiegt*“ (Joh 16,33).

Aber es ist mehr als Heilsgewissheit, die der Auferstandene mitbringt. Die den Frieden von

Gott empfangen, werden zugleich beauftragt, ihn weiter zu tragen. An ihnen ist es, im Geist des Auferstandenen zu leben und seine Mission fortzusetzen, die der Liebe, des Verzeihens, der Versöhnung. Eine pikante Aufforderung für die verängstigten Apostel angesichts der Tatsache, dass die Täter immer noch frei herumlaufen und nach ihnen, den Sympathisanten des Opfers suchen.

Doch wer aus dem Osterglauben lebt, hat nichts zu fürchten. Der kann sogar verzeihen, wo ihm Unrecht widerfahren ist; der kann einen neuen Anfang schenken, wo Beziehungen abgebrochen sind; der hat die Kraft zu lieben, wo ihm Lieblosigkeit entgegenschlägt. Nicht aus eigener Kraft, sondern aus der Gnade Gottes. „*Empfangt den Heiligen Geist*“ (Joh 20,22), so ermächtigt der Auferstandene seine Jünger, in seinem Auftrag Sünden zu vergeben. Es ist dieser Geist von Ostern, der ausstrahlt und die Welt verändert. Auch durch uns, wenn wir es wollen.

„Sei nicht ungläubig“ – Thomas

Glaubensverweigerung in der Kirche, und das noch von einem Apostel. Eine peinliche Geschichte! Ausgerechnet in der Stunde des größten Triumphs, mitten hinein in den Osterjubel, meldet Thomas, der zu spät Gekommene, seine Zweifel an. Damit hat die kleine Jüngergemeinde, so scheint es, wieder einmal ein echtes Problem. Zuerst der Verrat des Judas, dann die Verleugnung durch Petrus. Und gerade jetzt, wo alles unerwartet doch noch einen glücklichen Ausgang nimmt, ist es Thomas, einer aus dem innersten Führungskreis, der nicht mitzieht und unmissverständlich seine Bedenken anmeldet. „*Thomas war nicht dabei*“, so heißt es, als die anderen Jünger den Herrn gesehen haben, und wie es scheint, ist er auch nicht so einfach zu überzeugen.

Zu frisch ist die Erinnerung an den gewaltsamen Tod Jesu. Und auch wenn ihm seine Kollegen glaubhaft versichern, er lebe: Wer gesehen hat, wie dieser Jesus ans Kreuz geschlagen wurde und unter Qualen gestorben ist, dem fällt es schwer, an das Wunder der Auferstehung zu glauben, so sehnlich man sich das auch wünschen mag. „*Wenn ich meinen Finger nicht in die Male der Nägel und meine Hand nicht in seine Seite lege,*“ so Thomas, „*glaube ich nicht.*“ (Joh 20,25).

Ostern lässt Raum auch für den Zweifel. Dabei ist der „ungläubige Thomas“, wie der

Volksmund ihn nennt, gar nicht so ungläubig. Gerade weil Thomas mit ganzer Entschiedenheit mit und für Jesus gelebt hat, misstraut er dem plötzlichen Stimmungswandel der anderen. Für ihn bedeutet Glaube schlicht den Ernstfall der Nachfolge Jesu, wenn es sein muss, auch *„mit ihm (zu) gehen, um mit ihm zu sterben“* (Joh 11,16). Ein ziemlich herber Realismus. Glaube, wie Thomas ihn versteht, muss auch das Unausweichliche, auch das Scheitern der Hoffnung, akzeptieren und darf sich nicht leichtgläubig illusionärem Wunschdenken hingeben.

Doch auch Thomas muss lernen, dass die Wirklichkeit noch einmal größer und umfassender ist als das, was er sehen und berühren kann. Sein auf alles Prüf- und Messbare fixierter Sinn verstellt ihm gerade den Blick für die Wirklichkeit hinter den Dingen. So aufrichtig sein gradliniges Festhalten an dem Vordergründigen ist: hier irrt der Apostel, und es ist doch irgendwie sympathisch, dass Jesus, wie es scheint, auf die Glaubensschwäche des Thomas eingeht und seinetwegen noch einmal zurückkommt: *„Streck deinen Finger aus – hier sind meine Hände! Streck deine Hand aus und leg sie in meine Seite und sei nicht ungläubig, sondern gläubig!“* (Joh 20,27).

Zum Glauben braucht es beides: die Treue in der Nachfolge, im Durchtragen und Aushalten, aber ebenso die Sensibilität für den Gott, der sich gerade auch an den Kreuzpunkten unseres

Lebens, am toten Punkt unserer Hoffnung zeigt. Ostern weicht gerade nicht der harten Realität des Todes aus, sondern führt durch den Tod ins Leben. Der Auferstandene will gerade an seinen Wunden erkannt werden, und wir dürfen und müssen uns tastend und zögernd dieser Wirklichkeit des Lebens stellen. „*Selig sind, die nicht sehen und doch glauben.*“ (Joh 20,29).

Wer glaubt, sieht tiefer. Denn Auferstehung geschieht nicht am Kreuz vorbei, sondern durch den Tod hindurch. Das ist die Lektion, die Thomas lernen muss.

Es stimmt: An Ostern ist Raum auch für den Zweifel. Aber dabei muss es nicht bleiben. Es käme darauf, sich bei aller eingestandenem Ungewissheit und Unsicherheit von dem ansprechen zu lassen, der mit Gewissheit ins Leben führt.

„Herr, du weißt alles“ – Petrus

Am Ende der Osterwoche blenden wir noch einmal zurück. Da war noch eine letzte Rechnung offen: zwischen Petrus und Jesus. Ein letztes, allerdings ziemlich gravierendes Problem, das der lange geplanten Amtsübergabe noch im Wege stand: das einer gestörten Vertrauensbeziehung. Man könnte auch von Verrat sprechen. Denn nach der Verhaftung Jesu hatte Petrus gleich dreimal bestritten, mit dem Gefangenen auch nur irgendwie bekannt zu sein. Eben jenem Jesus, in dessen Fußstapfen er getreten war und dessen Erbe er einmal verwalten sollte. Natürlich hatte er seine Feigheit längst bereut und war ja auch an den Ort der Gefangennahme zurückgekehrt, inkognito natürlich. Aber Illoyalität gegenüber dem Chef, noch dazu in einer äußerst prekären Situation, das ist eigentlich ein Kündigungsgrund. Absolut unverzeihlich.

Nicht so jedoch beim höchsten Amt, das Jesus in seiner Kirche zu vergeben hat, alle anderen Dienste und Ämter mit eingeschlossen. Denn da steht nicht der besondere Leistungsnachweis eines Petrus im Vordergrund, seine Führungskompetenz, seine Managerqualitäten. Jesus fragt schlicht danach, wie viel er an Liebe in sich hat, mehr als alle anderen. „*Ich habe die Allmacht Gottes erfahren*“, so sagt Carlo Carretto, ein geistlicher Schriftsteller, einmal, „*und das war Gnade; und ich habe meine eigene Ohn-*

macht gespürt, und auch das war Gnade.“ Es gehört Größe dazu, angesichts der eigenen Begrenztheit und Schuldigkeit nicht zu verzweifeln oder großspurig darüber hinwegzutäuschen, sondern sich der größeren Liebe Gottes zu überlassen. Für Petrus ist es zugleich die Voraussetzung, damit Jesus ihm das Hirtenamt in der Kirche zutrauen und anvertrauen kann. Das gilt auch heute. Geistliche Verantwortung und pastorale Beauftragung erfolgen nicht aufgrund kraftstrotzender Selbsteinschätzung. Wer immer geistliche Autorität ausübt in der Kirche, muss bei all seinen Fähigkeiten und Kompetenzen auch um die eigene Fehlbarkeit wissen und darum, dass all seine Führungskraft im Letzten vom Vertrauen Gottes gehalten ist.

So sieht sich Petrus nach den verwirrenden Berichten um Tod und Auferstehung seines Meisters diesem unvermittelt gegenüber: unzweifelhaft Er, Jesus, auf geheimnisvolle Weise lebendig. Eine letzte Rechnung steht noch offen. Die einzig wichtige Frage steht noch im Raum: die Vertrauensfrage, und die Antwort des Petrus, die mit jedem Mal kleinlauter, aber ehrlicher und vertrauensvoller ausfällt: „*Herr du weißt alles, du weißt, dass ich dich lieb habe.*“ (Joh 21,17).

Man mag da seine Zweifel haben, ob der Auferstandene ernsthaft an der Aufrichtigkeit und Loyalität des Petrus zweifelt, auch wenn er ihn dreimal verleugnet hat. Und ich kann mir auch nicht vorstellen, dass Jesus irgendwie

nachtragend wäre. Wenn er doch selbst am Kreuz noch seinem Mithäftling zugesichert hat: *„Heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein.“* (Lk 23,43): wie sollte er nicht auch seinem Meisterschüler dessen Verleugnung und Glaubensschwäche von ganzem Herzen vergeben! Ich bin sicher: Das hat er auch längst.

Aber für Petrus war die Sache noch nicht ausgestanden. Das Eingeständnis seiner Liebe, auch seiner kleinen, begrenzten, zerbrechlichen Liebe muss ins Wort gebracht werden, auch wenn es schmerzt. Doch erst hier, im Angesicht des eigenen Scheiterns und Versagens, erhält Petrus die Zusicherung und Gewissheit, aus der noch größeren Liebe Gottes leben zu dürfen. Und der Auferstandene traut ihm einiges zu: das Amt der größeren Liebe – zu Gott und zu den Menschen.



beneVolens

Kommende-Stiftung Dortmund

*Jugend fördern.
Zukunft gestalten.*

beneVolens ist unser Programm: **Wohlwollen**, das wir der jungen Generation und insbesondere sozial benachteiligten Jugendlichen schulden und deren Entwicklung und soziale Integration wir aktiv unterstützen und fördern. Ein Beitrag zu sozialer Gerechtigkeit und eine Investition in die Zukunft, damit unsere Gesellschaft menschlich bleibt.

beneVolens ist eine rechtsfähige kirchliche Stiftung, deren Gründung zum 60jährigen Bestehen des Sozialinstituts Kommende Dortmund durch deren Förderverein erfolgt. Wir sind für die finanzielle Unterstützung der Kommende-Stiftung **beneVolens** dankbar. Spenden und Zustiftungen werden vom Gesetzgeber wohlwollend honoriert und steuerlich begünstigt. Fordern Sie unsere Informationsbroschüre an:

Prälat Dr. Peter Klasvogt / Dipl. Theol. Detlef Herbers
Kommende-Stiftung
Sozialinstitut Kommende Dortmund
Brackeler Hellweg 144, 44309 Dortmund
Telefon: 0231 / 20 60 50
stiftung@kommende-dortmund.de
www.kommende-dortmund.de
www.kommende-stiftung.de

SPENDENKONTO

Verein der Förderer der Kommende e.V.
Stichwort: Stiftung
Bank für Kirche und Caritas, Paderborn
BLZ: 472 603 07
Kto.-Nr.: 146 20 200



Brackeler Hellweg 144
44291 Dortmund
Fon: 0231 / 20605-36
klasvogt@kommende-dortmund.de



**KATHOLISCHE AKADEMIE
SCHWERTE**

Bergerhofweg 24
58239 Schwerte
Fon: 02304 / 477-502
klasvogt@akademie-schwerte.de